



# Deutschlands Fleischverbrauch verdreifacht.

Zeugnis Lebenshaltung einst und jetzt.

Die Statistik beweist, daß der Verbrauch der wichtigsten Nahrungsmittel in Deutschland weit rascher gestiegen ist, als dem Wachstum der Bevölkerung entspricht. Wenn man den Fleischverbrauch jedes Jahres durch die entsprechende Volkszahl teilt, so findet man diese Kopfquote:

Im Durchschnitt der Jahre 1800-1911:	Wochen	Gerste	Kartoffeln
90,9	147,7	80,1	600,1 Kg.
aber jetzt, im Jahre 1913-14:	153,1	108,0	700,2 Kg.

Es ist schon hinsichtlich der pflanzlichen Erzeugnisse eine sehr erhebliche Steigerung des Verbrauchs gerade während der letzten 20 Jahre zu beobachten. Das auffallendste Zeichen für die Besserung der Lebenshaltung in Deutschland sind aber die Zahlen des Fleischverbrauchs, die für das ganze Jahrhundert vorliegen. Für Fleisch betrug die Kopfquote:

1816: 17,3 Kg.	1840: 21,6 Kg.	1873: 29,5 Kg.
1892: 32,5 Kg.	1900: 40,2 Kg.	1912: 52,3 Kg.

Der Fleischverbrauch hat sich also in hundert Jahren um ein und dreifach und ist wiederum gerade in dem letzten Jahrzehnt besonders stark gewachsen.

Unsere heutige Fleischration — es ist gut, wenn wir uns das klar machen — entspricht etwa der unseren Großvätern im Jahre 1870 gewohnten Lebensmenge; denn die Kopfquote von 26 Kg., die nach der neuesten Verteilung dem Städter zusteht, rührt, wenn man den höheren Fleischverbrauch des Heeres und der Selbstversorger in Rechnung zieht, eine Steigerung auf mindestens 20 Kg.

Sie waren vor dem Kriege im Begriff, die härtesten Fleischesser Europas, die Engländer, auch in dieser Beziehung zu überflügeln. Ob dieses Ziel des Schmeichels der Götter wert war, ist sehr die Frage. Es ist von Herzen wiederholt nachgewiesen worden, daß der Fleischverbrauch vor dem Kriege in den oberen Schichten der Bevölkerung bis tief in die Kreise des unteren Mittelstandes hinein das Bedürfnis und das gesunde Maß vielfach über die Maßen hatte. Die Steigerung des Konsums könnte aber nicht so erheblich sein, wenn nicht auch die breite Masse des Volkes daran ihr Anteil gehabt hätte. Die „Fleischnot“ vor zehn Jahren, an die wir heute nicht ohne Rächeln zurückdenken können, entspringt nicht einem Rückgang der Zufuhr, sondern zu einem guten Teile auch einer Steigerung der Ansprüche.

Es ist ja vielfach darüber hin und her gestritten worden, in welchem Maße die Besserung der Lebenshaltung wirklich auch dem ganzen Volke zugute gekommen ist. Das überhaupt die Volksernährung im Laufe des Jahrhunderts auf der ganzen Linie sich gehoben hat, steht außer Frage. Man denke nur daran, wie gewisse Lebensmittel, die noch vor fünfzig Jahren auch in wohlhabenden Kreisen als ein Luxusartikel galten, heute zur Nahrung geworden sind. Als unsere Väter aufwuchsen, galt Butter auch in gut gehaltenen Familien als ein Genuss, auf den zum mindesten Kinder keinen Anspruch hatten. Heute ist die Abneigung gegen das — an sich doch auch recht wohlschmeckende — „trockene“ Stück Brot keineswegs nur eine Eigenart der oberen Kreise. Eine ähnlich rasche Verbreitung im Volke hat während der letzten vier Jahrzehnte auch der Verbrauch des Bieres gefunden, was ja wegen seines Nährgehalts überaus erwünscht ist. Die Kopfquote für Buder betrug im Durchschnitt der Jahre 1870-82: 5,8 Kg., 1902-03 bereits 12,5, und 1913-14 stieg sie infolge der Steuererleichterung, die damals in Kraft trat, auf 17,4 Kg. Der Zuckerverbrauch hat sich also im Laufe von 20 bis 25 Jahren verdreifacht!

Ein weiteres Zeichen dafür, daß die Volksernährung sich gehoben hat, ist die Tatsache, daß erhebliche Mengenmittel in steigendem Maße gekauft

und verbraucht werden; das wäre kaum der Fall, wenn die notwendigen Lebensbedürfnisse nicht gleichzeitig ausreichend befriedigt worden wären; denn man hätte sonst kein Geld für diese Genussmittel übrig. Deutschland hat heute unter allen Kulturländern die höchste Kopfquote des Tabakverbrauchs. Der Konsum in Bayern betrug zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, 130 Liter; vor dem Kriege hatte er sich fast verdoppelt auf 238,9 Liter! Die Durchschnittsproduktion einer bayerischen Brauerei hat sich im Laufe des Jahrhunderts von ca. 700 Hektoliter auf 1363 Hektoliter, also fast auf das Doppelte gesteigert. Sie wäre das möglich, wenn man nicht überdauert „besser“ lebe als vor einem Jahrhundert? Sicher geht es uns heute nicht schlechter, als es unseren Vorfahren vielfach ergangen ist. Wir empfinden diese Lebenshaltung nur unangenehmer als sie, weil wir vor dem Kriege Besseres gewohnt gewesen waren.

## Gibraltar.

Englands Wohl in Spaniens Hände.

War es unbedachte Leichtfertigkeit oder war es herausfordernde Abblütslichkeit, die Anfang Juni die englischen Geschäfte in Gibraltar Granaten auf das spanische Algericas werfen ließ? — England erklärte, es sei ein „unglücklicher Zufall“ und gewähre eine höflich-höfliche „Gegenungung“ durch feierlichen Empfang des Kommandanten von Algericas in Gibraltar unter dem Salut der gleichen Kanonen, die eben erst die spanische Neutralität verletzt hatten.

Das fröhliche Verben der englischen Granaten inmitten des spanischen Friedens mußte wie ein Donnerknall im ganzen Lande widerhallen, denn es bedeutete blühartig die Stellung Spaniens am Rande des Weltkrieges und zeigte dem

spanischen Volke seinen wahren Feind.

Es ist die alte, nie verdrängte nationale Wunde „Gibraltar“ wieder auf und erweckt die trübe Erinnerung an die Schmach, altspanischen Boden im Besitze des fremden Murators zu wissen, zu neuem Schmerz. Wie ein Dorn im Fleisch liegt das englische Felsenstück, das auf einer der „Säulen des Herkules“ am Ausgang des Mitteländischen Meeres in den unenlichen Ozean gelegen, den Seeverkehr beherrscht und kontrolliert, in der andalusischen Landschaft, wie eine fremde, haffenswerte Wüstung überhaut der ragende Felsklotz mit seinen gewaltigen Festungswerten und seinen drohenden Feuerständen die südpenninische Lande und das spanische Meer.

Seit 1704 sitzen die Engländer hier. In diesem Jahre nahmen sie es während des spanischen Erbfolgekrieges angehend für König Karl III. gegen König Philipp IV. von Bourbon in Besitz, gaben es aber wegen seiner feierlichen Bedeutung im Frieden zu Utrecht nicht wieder heraus und verlangten schließlich 1720 von dem geretteten und durch die Wirren des Erbfolgekrieges geschwächten Spanien die endgültige Abtretung. Bergleich verweigerten die Spanier später, in den Jahren 1779-82 die Festung zurückzuerobern. Sie ist bis auf den heutigen Tag englisch geblieben.

Die gefährliche und verhängnisvolle Bedeutung dieses geräubten Landstriches erkennt Spanien jetzt, wo englische Granaten von Gibraltar aus auf spanischen Boden geworfen wurden, deutlicher denn je. Ihr Echo wird in den spanischen Landen das Gefühl der furchigen ertragenden Demütigung und Schändung durch England flammend empfinden lassen, wie ihm der Erzbischof von Tarragona, Antolin, während des Krieges erst Ausdruck verliehen hat:

„Gibraltar ist ein Kame, der wie eine Peitsche knallt, die unser Gesicht blutrot färbt. Dieser Schandfleck muß von der Karte weggewischt werden.“

Mit der schleinwilligen Verstärkung, für die Rechte der kleinen und der unterdrückten Nationen zu kämpfen, verlor England vor der Welt und vor sich selber sein schamlos eigenmächtiges Eingreifen in den

großen Krieg zu bemänteln. Und Präsident Wilson der würdige Sekundant des angelsächsischen Ruins genossen, beiläufig das Gleiche zu erklären:

„Glaubt jemand in Spanien im Ernste, daß England je daran denken wird, aus Gründen der Pflicht als Kriegszügel proklamierter Durchgebung Rationalitätsprinzips freiwillig auf das englische Beital zu verzichten?“

## Glühende Kohlen für John Bull

Essig-Lothringen und Irland.

Dem unwahrscheinlichen Gerücht der Engländer über die „Befreiung“ der kleinen Südtirroler das „Deutsche Volksblatt“ mit einigen treffenden Worten entgegen. Es weist darauf hin, daß die Essig-Lothringische Kammer eine Selbstbetretung die in allgemeiner, direkter und gebeliger Wahl gewählt ist, während England, das ungezügelt um „die Südtirroler zu befreien“ und „denahtisch zu machen“ sein Unterband auf Grund der Zensurwahlrecht wählen läßt.

„Der englische Premierminister machte nur mal den Versuch, einer auf Grund des allgemeinen Werts und gebeligen Wahlrechts von der Bewegung Irlands gewählten Versammlung die Frage zu stellen, wie das irische Volk über die Jugend Irlands zu Großbritannien denkt.“

„Lord George macht es nicht, eine solche Versammlung einzuberufen, weil er sicher ist, daß Irlands als den Ausbeuter, Bedrücker Verderber Irlands anklagen würde.“

„Das deutsche Volk kann ruhig Essig-Lothringen sprechen lassen, weil es weiß, daß der Gebante, vom Deutschen Reiche zu trennen, im esch-sächsischen Volke keine Stätte hat. Auch Herr W. und ganz Frankreich wissen das, und darum wollen sie auch nichts von der Selbstbestimmung wissen, die die vorläufige russische Regierung das „Essig-Lothringens“ bestimmt wissen will.“

Inzwischen hat Lord George seine Komödie dem irischen Rational-Convent inszeniert, eine „Befreiung“ Irlands, worin die englischen Kreuzzüge Ausschlag geben.

## Der Krieg zur See.

Neue U-Boot-Tente.

Berlin, 17. Juni. Am englischen Kanal werden durch unsere U-Boote fünf große englische Dampfer — von denen drei besetzt sind und einer ansehnliche Last transportiert — ferner fünf Segler und ein Fischerdampfer versenkt. Zurunter befinden sich englische Freimarschante „Phantom“, der englische Geschwader „Alfred“ (früher deutsch) mit 1000 von Kommandant nach Gen, der englische Motorfregate „Rarjorie“ und ein unbekannter englischer Zerstörer mit Kohlenladung, sowie die englischen Fischerboote „Jeanne“, „Edward“, „Arbuthnot“, „Gardian“, „Caroline“ und die französischen Fischerboote „Eugene“, „Mathilde“, „Francis“, „Georgie“, „S. 1065“ und „S. 1066“. — Das ist ja eine tolle Beute!

Der Chef des Admiralsstabes der Marine.

Frankreichs wachsende Not.

Alle in den letzten Wochen aus Frankreich den verschiedenen Quellen zu uns herübergekommen Nachrichten lassen die bedenklich wachsenden Schwierigkeiten deutlich erkennen, die Frankreich länger desto erwerflicher werden müssen infolge der durch die deutschen U-Boote im Atlantischen Ozean verursachten Einfuhr. Eine wertvolle Beistellung haben diese Boote in neuerdings von unseren Truppen erbeutete französische Beute. In einem solchen von U. W. heißt es:

„Ich kann Dir nur sagen, daß das Glend in Frankreich größer wird. Es herrscht überall ein gänzlich Mangel an Nahrungsmitteln. Die schlechte Jahreszeit hat Getreide- und Viehfleisch vernichtet.“

„Was wünschen Sie?“ fragt sie kurz. „Von Mann ist im Felde, wenn Sie den etwas sprechen wollen. Oder —“ — sie tut, als bemerke sie erst jetzt den Ausdruck — „Sie wollen wohl etwas kaufen? — Na, da kommen Sie an die Verkehrte. Schleichhandel treibe ich nicht.“

„Gute Frau“, erwidert der Fremde gedämpft und beäugelnd, „lassen Sie doch wenigstens mit sich reden. Warum nennen Sie es denn gleich Schleichhandel? — Wissen Sie, ich habe zu Hause eine frange Frau.“

„So, so, das haben Sie alle.“

„Lassen Sie mit sich reden“, widerholt der andere nochmals dringend. „Ich bringe auch eine gute Empfehlung mit. Der reiche Kaufmann Vornhedi aus der Stadt.“

„Ah — kennen Sie den?“

„Ja, ist mein Freund — und Ihr Kunde. Das weiß ich von ihm selbst, denn er schick mich ja zu Ihnen. Sie haben ihm so freundlich ausgeholfen. Na — und er kann ja auch gut zahlen.“

„Freilich, freilich — je nun, übermäßig zahl er aber auch nicht. Und das will ich auch jarnicht. Denn, wie gesagt, Schleichhandel treibe ich nicht. Ich tue nur aus Gefälligkeit — aus Mitleid, sagen wir.“ Sie hat bei diesen Worten das Tor ein wenig weiter geöffnet. „Ja — und Sie —“ Ihre Blicke bohren sich forschend in sein Gesicht.

Er beiläufig zu versichern: „Ich zahle Ihnen natürlich, was Sie verlangen. Fordern Sie, was Sie wollen. Ich weiß ja, daß es nicht niedrig sein kann, weil Ihnen die landwirtschaftlichen Erzeugnisse jetzt selbst doch zu haben kommen. Also —“

„Kommen Sie herein“, rüffert die Frau kurz entschlossen.

Sie schließt dem über den Hof zwei Tüde. Dr. Reiterhand ruert, und die Bäuerin weiß ihn bald zum Ruhe. Aber auch der Besucher müßt sich nach ihm zu beruhigen, indem er einloch an die Hundstürte betritt, dem Reiter etwas zuseht, das er aus der

## Der Hamster.

Eine heitere Geschichte von Eva-Marie Stoch.

Frau Therese Wintelmann, die Storchendückerin, ist im ganzen Dorfe bekannt, daß sie es mit den Hamstern hält. Freilich — nicht gleich von Anfang an mit jedem Fremden, der dahergelaufen kommt, im Gespräch zeigt sie sich zuerst recht wenig zugänglich, weiß ab, murrig — und forscht dabei, was der Hamster wohl im Vorteil trägt. Und erweist es sich, daß er besonders zahlungsfähig ist, dann läßt sie sich zu Verhandlungen herbei.

Der Dorfschulze möchte ihr gar zu gern das Handwerk legen, obgleich sie die reiche Storchendückerin ist. Wenn einer von seinen Türlern einmal gelegentlich etwas unter der Hand verkauft und im übrigen sein gutes Quantum zur allgemeinen Verteilung absetzt, nun, dann ist er kein Lament, dann drückt er halt ein Auge zu und macht dem Säuber keinen Prozess. Aber die Therese Wintelmann treibt's ein bißchen arg, und sie liebt vor allen Dingen zu wenig ab. Wenn er nur möchte, wie er sie einmal beim heimlichen Handel ablassen könnte! — Aber das will ihm nicht glücken. Auch die Hamster kann er nicht bekommen. Ah, die mühsam der Therese Wintelmann find schauer als er, der so ein recht grundbedürftiges Gemüt hat.

Alle gut also für unsere Dorfschulzen und sein rechtliches Regiment, daß es noch Schicksalsmächte gibt! — Eines Abends spät, als Bier und Menschen aus dem Storchendörfel schon schlafen, pocht es bedenklich an das große Tor. Die Wintelmannin wacht logisch auf und geht mit leisen Schritten, um irrt zu öffnen, denn diese spätere Besucher kennt sie. Das sind die Hamster, die sich nicht ablassen lassen wollen.

Als sie das Tor ein wenig aufst, steht draußen ein gut gefiederter Herr mit einem Kussack. Sie späht beim schwachen Sternenschein in sein Gesicht und stellt fest, daß es ein Neuer ist. Und logisch nimmt sie eine abwesende Wiener an.

„Was wünschen Sie?“ fragt sie kurz. „Von Mann ist im Felde, wenn Sie den etwas sprechen wollen. Oder —“ — sie tut, als bemerke sie erst jetzt den Ausdruck — „Sie wollen wohl etwas kaufen? — Na, da kommen Sie an die Verkehrte. Schleichhandel treibe ich nicht.“

„Gute Frau“, erwidert der Fremde gedämpft und beäugelnd, „lassen Sie doch wenigstens mit sich reden. Warum nennen Sie es denn gleich Schleichhandel? — Wissen Sie, ich habe zu Hause eine frange Frau.“

„So, so, das haben Sie alle.“

„Lassen Sie mit sich reden“, widerholt der andere nochmals dringend. „Ich bringe auch eine gute Empfehlung mit. Der reiche Kaufmann Vornhedi aus der Stadt.“

„Ah — kennen Sie den?“

„Ja, ist mein Freund — und Ihr Kunde. Das weiß ich von ihm selbst, denn er schick mich ja zu Ihnen. Sie haben ihm so freundlich ausgeholfen. Na — und er kann ja auch gut zahlen.“

„Freilich, freilich — je nun, übermäßig zahl er aber auch nicht. Und das will ich auch jarnicht. Denn, wie gesagt, Schleichhandel treibe ich nicht. Ich tue nur aus Gefälligkeit — aus Mitleid, sagen wir.“ Sie hat bei diesen Worten das Tor ein wenig weiter geöffnet. „Ja — und Sie —“ Ihre Blicke bohren sich forschend in sein Gesicht.

Er beiläufig zu versichern: „Ich zahle Ihnen natürlich, was Sie verlangen. Fordern Sie, was Sie wollen. Ich weiß ja, daß es nicht niedrig sein kann, weil Ihnen die landwirtschaftlichen Erzeugnisse jetzt selbst doch zu haben kommen. Also —“

„Kommen Sie herein“, rüffert die Frau kurz entschlossen.

Sie schließt dem über den Hof zwei Tüde. Dr. Reiterhand ruert, und die Bäuerin weiß ihn bald zum Ruhe. Aber auch der Besucher müßt sich nach ihm zu beruhigen, indem er einloch an die Hundstürte betritt, dem Reiter etwas zuseht, das er aus der

(Schluß folgt)



